



58-82

Familie 2020

Die kleinste soziale Einheit ist bunter
als je zuvor. Eine Reise zu – oft
unfreiwilligen – Pionieren einer
neuen Wirklichkeit

Mit Fotos von
JAN VON HOLLEBEN







Der harte Kern

Die Familie ist in unserer Gesellschaft eine Art dynamische Konstante. Zwar hat sie sich in den vergangenen Jahrzehnten gehäutet und gewandelt – aber trotzdem ist vieles beim Alten geblieben. Ein scheinbarer Widerspruch – Autor Birk Grüling löst ihn auf

Wie bunt Familienleben heute sein kann, sieht man am besten auf einem Spielplatz. Zum Beispiel in Hamburg-Ottensen, zwischen den Wippen und Klettergeräten auf dem Kemal-Altun-Platz. Obwohl in Sichtweite zur Haupteinkaufsstraße des Viertels, ist der Stadtlärm dort nur leise hörbar. Im Sand spielen die beiden Töchter eines lesbischen Paares; dank befreundeter Samenspender und zwei In-vitro-Fertilisationen haben sich die beiden Frauen ihren Kinderwunsch erfüllt. Ihre Töchter wachsen nun als Geschwister auf, ohne biologisch miteinander verwandt zu sein. Die beste Freundin der Mädchen kommt dagegen aus einer „klassischen“ Mutter-Vater-Kind-Familie. Der Junge, der neben ihnen im Sand spielt, ist heute mit seinem Vater da; seit ihrer Trennung teilen sich seine Eltern die Erziehung. Ihr Kind lebt abwechselnd bei Papa und seiner neuen Freundin sowie bei Mama und ihrer neuen Familie. Unser Zusammenleben scheint

heute so vielfältig wie nie – mit Regenbogen-, Stief-, Patchwork- oder Ein-Eltern-Modellen als akzeptierten Varianten von Familie.

Aber eigentlich ist alles beim Alten. Vater, Mutter, Kind – was in großen Teilen von Politik und Gesellschaft immer noch als Standard gesehen wird, war historisch betrachtet nur für kurze Zeit das klassische Modell – nämlich von den Fünfigern bis in die Achtziger. Was wir heute an Vielfalt sehen, ist keine neue Erscheinung, sondern Ausdruck eines fortlaufenden Wandels der Familienstrukturen. Nicht einmal die heute scheinbar so diversen Lebensmodelle sind sonderlich neu. Auch im 18. Jahrhundert gehörten zu einer Familie mehr Mitglieder als eine Mutter, ein Vater und ihre gemeinsamen Kinder. Mehrere Generationen lebten damals unter einem Dach, dazu Dienstmädchen und Knechte. Selbst Patchworkfamilien waren keine Seltenheit, auch wenn sich die meisten Eltern nicht so aktiv und freiwillig für diese Familienform entschieden wie heute. Viele Mütter starben bei der Geburt, und ihre Männer brauchten schnell wieder die helfenden Hände einer Frau für die Arbeit in Haus und Landwirtschaft. In Kriegsjahren waren es dagegen die Männer, die auf dem Schlachtfeld fielen und nicht zu ihren Familien zurückkehrten. Alleinerziehende Mütter, die dann wiederum neue Ehen schlossen, wurden so alltäglicher. Die einzig wirklich neue Familienform unserer Tage sind die so genannten Regenbogenfamilien, in denen Kinder bei zwei gleichgeschlechtlichen Partnern aufwachsen. Dank der modernen Reproduktionsmedizin können sie sich ihren Kinderwunsch heute erfüllen. Die „Ehe für Alle“ hat diesen Status zusätzlich gestärkt.

MITHELFENDE HÄNDE? VORBEI!

Deutlich stärker als die Familienformen selbst haben sich die Rahmenbedingungen verändert, innerhalb derer Familien sich bewegen. Die Freiheit, ganz individuell zu leben, ist heute sehr viel größer als früher. Das spüren auch Patchworkfamilien, die inzwischen als anerkanntes Modell von knapp 15 Prozent aller Familien gelebt werden. Frei entscheiden zu können, dieses Privileg gilt im Übrigen auch für die Familiengründung selbst. Ging es früher darum, die eigene Existenz durch mithelfende Nach-

Kinder sind heute die bewusst geplante Erfüllung und Bereicherung des Lebens

kommen abzusichern, ist das heute kein Thema mehr für junge Menschen – Kinder sind nicht mehr als Arbeitskräfte nötig, sondern sollen eine bewusst geplante Bereicherung des Lebens sein. Dementsprechend verschieben viele Paare die Familiengründung auf immer spätere Zeitpunkte und widmen sich erst einmal ihren Berufen. Im Schnitt bekommen Frauen heute mit Anfang 30 ihr erstes Kind. Werte wie Unabhängigkeit, Freiheit und Selbstverwirklichung haben für sie und ihre Partner zunächst einen höheren Stellenwert als der Gedanke an eine eigene Familie.

KEINER TREIBT DAS GELD EIN

Aber von der neuen Offenheit und Toleranz profitieren nicht alle Eltern. In Deutschland leben rund 2,7 Millionen Alleinerziehende, mehr als 90 Prozent von ihnen sind Frauen. Die wenigsten entscheiden sich bewusst dafür, ihre Kinder im Alleingang groß zu ziehen – das Scheitern der Partnerschaft zwingt sie dazu. Alleinerziehende Frauen tragen ein besonders hohes Armutsrisiko; sie und ihre Kinder haben mit sozialer Benachteiligung zu kämpfen. Experten sprechen bei der wachsenden Gruppe von Alleinerziehenden sogar von den neuen Verlierern der Gesellschaft. Obwohl die meisten von ihnen berufstätig sind, müssen viele durch Hartz IV aufstocken oder beziehen Wohngeld. Einer der Hauptgründe dafür: ausbleibende Unterhaltszahlungen der Ex-Partner und mangelnde Unterstützung des Staats beim Eintreiben derselben. Alleinerziehende spüren besonders deutlich, dass sich die deutsche Familienpolitik viel zu lange auf die klassische Ehe mit Kindern fokussiert hat – und das obwohl ihre Bedeutung schwindet.

Die nur mühsame Ablösung von alten Strukturen bremst auch eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Väter sind in Deutschland noch immer die Hauptverdiener und damit Ernährer der Familie – über 90 Prozent arbeiten in Vollzeit. Die Erwerbstätigkeit der Frauen hat zwar in den letzten zehn Jahren deutlich zugenommen – aber immer noch arbeiten die meisten Mütter in Teilzeit und tragen so im Schnitt nur ein knappes Viertel zum Familieneinkommen bei. Umgekehrt ist das Verhältnis allerdings bei der unbezahlten Haus- und Erziehungsarbeit: Da übernehmen die Frauen mit 62 Prozent den Großteil des Jobs. Die traditionellen Rollenverteilungen wandeln sich langsam, mehr Väter wollen nicht mehr nur „ernähren“, sondern auch „erziehen“. Gleichzeitig wünschen sich viele Mütter einen leichteren Wiedereinstieg in den Job nach der Elternzeit – und bessere Chancen auf Karriere.

Den sich ändernden Ansprüchen gerecht zu werden, ist eine große Herausforderung für die Politik, die Unternehmen, aber natürlich auch für die Paare selbst. Kitas und Ganztagschulen müssen weiter ausgebaut werden und ihre Öffnungszeiten stärker an die unterschiedlichen Bedürfnisse von Eltern angepasst werden. Unternehmen müssen sich familienfreundlicher aufstellen, die immer noch bestehenden Gehaltsunterschiede zwischen Männern und Frauen nivellieren. Führungspositionen in Teilzeit – warum sind sie immer noch so selten? Aber auch die jungen Eltern selbst sind gefordert: Sie müssen die neuen Möglichkeiten stärker einfordern – und wahrnehmen.

Vor allem aber sind die Eltern selbst gefordert. Sie wissen besser als die Politik, welche Flexibilität ihnen Kita und Arbeitgeber bieten müssen

WOHNEN MIT DER WAHLFAMILIE

Eng mit dem Wandel der Familie verknüpft ist die demografische Herausforderung, vor der Deutschland steht. Die Strukturen der „Großfamilie“ sind heute die totale Ausnahme. Für Studium oder Beruf ziehen viele Junge von zuhause weg. Oft haben sie dann keine familiäre Unterstützung, wenn ihre Kinder krank sind oder in der Arbeit Stress herrscht. Umgekehrt fehlt auch den Senioren der Kontakt: Die Zahl älterer Menschen, die weder Partner noch Kinder haben oder eben weit entfernt von ihnen leben, nimmt zu. Die Folge: Die Alten und die Jungen müssen sich heute eigene soziale Netze knüpfen – aus Freunden, Nachbarn, aber auch Babysittern oder Pflegekräften. Oder in neuen Wohnformen: Quartiere oder Bauprojekte, in denen Menschen in einer Art Wahlverwandtschaft zusammen wohnen und sich gegenseitig unterstützen. Mehrgenerationenhäuser stärker zu fördern, ist sicher eine Aufgabe für die Politik.

Aber vor allem sind Eltern selbst gefordert, auf bessere Bedingungen zu drängen. Sie wissen am besten, welche Flexibilität ihnen Kita und Arbeitgeber bieten müssen, wie bedarfsgerechte Wohnungen und Stadtviertel aussehen sollten. In den vergangenen Jahren sind viele Projekte aus der Zielgruppe für die Zielgruppe entstanden. Im Rahmen des Schöpflin-Stipendiums für lösungsorientierten Journalismus, den die Lörracher Schöpflin-Stiftung gerade gemeinsam mit der Potsdamer Noah Foundation erstmals vergeben hat, haben Autor Birk Grüling und Fotograf Miguel Ferraz Menschen besucht, die ihre eigenen Antworten auf den Wandel der Familie suchen – oder schon gefunden haben. Auf den folgenden Seiten erzählen sie von ihren Erfahrungen. ■

Die Beiträge von Birk Grüling in diesem Schwerpunkt wurden ermöglicht durch die „Schöpflin-Stipendien für lösungsorientierten Journalismus“, die von der Noah Foundation gemeinsam mit der Schöpflin Stiftung vergeben werden.

Ökologisch • Ökonomisch • Sozial

Waldinvestments der Miller Forest Investment AG



Seit 2006 beweist die Miller Forest Investment AG mit ihrem nachhaltigen Aufforstungsprojekt in Paraguay/Südamerika, dass sich ökologisches Engagement und ökonomisches Interesse nicht ausschließen müssen.

Die Direktinvestments in Wald und seinen Rohstoff Holz zeichnen sich durch vielversprechende Renditen bis zu 8 %, das aktive Vorgehen gegen den Klimawandel und eine starke soziale Komponente aus. Bis heute hat die Miller Forest Investment AG über 10 Millionen Bäume auf rund 10.000 Hektar Brach- und Weideland gepflanzt, 200 Einheimische haben im eigenen Forstbetrieb Arbeit gefunden.

Und: Eine grüne Kapitalanlage mit Eigentumserwerb passt in jedes Portfolio. Lassen Sie sich beraten!

www.miller-investment.de



Wie viel Querdenken verträgt die Ökonomie?

Master of Arts in Betriebswirtschaftslehre
Wirtschaft nachhaltig gestalten



Sie möchten Wirtschaftsprozesse neu gestalten und sich fachlich sowie persönlich weiterentwickeln, ohne sich aus dem Berufsleben auszuklinken?

Das berufsbegleitende Masterstudium BWL an der Alanus Hochschule ist individuell gestaltbar und liefert konkrete Werkzeuge, um soziale Verantwortung und Nachhaltigkeit in der Wirtschaft zu etablieren. Es vereint eine fundierte betriebswirtschaftliche Ausbildung mit persönlichkeitsbildenden Methoden aus Kunst und Philosophie.

Auch Studieninteressierte aus anderen Fachrichtungen sind willkommen.

Sind Sie neugierig geworden? Bewerben Sie sich jetzt!

nachhaltig.wirtschaften@alanus.edu
www.alanus.edu/studium-bwl
www.facebook.com/alanusbwl



Das zählt

So manche Zusammenhänge macht eine Zahl zehnmal deutlicher als viele Worte. Wie lange hält eine Ehe im Durchschnitt? Wieviel Regenbogenkinder gibt es in Deutschland? Eine Reise durch Deutschlands Statistiken

59%

Im Jahr 2014 kamen 59 Prozent aller ostdeutschen Kinder außerhalb einer Ehe zur Welt. In Westdeutschland waren es nur 29 Prozent.

66%

66 Prozent der Mütter mit Kindern arbeiten, die meisten davon in Teilzeit oder geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen.

209 000

Die Zahl der Haushalte mit drei oder mehr Generationen ist in Deutschland zwischen 1995 und 2015 von 351 000 auf 209 000 zurückgegangen.

13 Millionen

Rund 13 Millionen minderjährige Kinder leben in 8,1 Millionen Haushalten. Mit 69 Prozent waren 2014 Ehepaare mit Kindern die häufigste Familienform. Die Gruppe der Alleinerziehenden kommt auf 20 Prozent, die Lebensgemeinschaften mit Kindern auf über 10 Prozent.

50%

50 Prozent aller in Deutschland geschlossenen Ehen werden innerhalb der ersten sieben Jahre wieder geschieden. Mehr als die Hälfte der geschiedenen Mütter und Väter haben nach einem Jahr wieder einen Partner. Eine Stieffamilie entsteht, in der mindestens ein Elternteil nicht der leibliche Elternteil eines Kindes ist.

11 000

Das Bundesfamilienministerium schätzte 2015, dass 11 000 Kinder in sogenannten Regenbogenfamilien, also bei zwei Müttern oder bei zwei Vätern, aufwachsen.

3,4 Personen

Die durchschnittliche Familiengröße lag im Jahr 2016 bei 3,4 Personen – 1996 waren es noch 3,49 Personen. 2016 lebten in Deutschland 11,6 Millionen Familien mit Kindern. 7,9 Millionen von ihnen entfallen auf Ehepaare, 980 000 auf Lebensgemeinschaften. Alleinerziehende machen 2,7 Millionen aus (408 000 Väter und 2,3 Millionen Mütter). Zum Vergleich: 1996 gab es 13,2 Millionen Familien – 10,4 Millionen Ehepaare, 511 000 Lebensgemeinschaften, 1,9 Millionen Alleinerziehende – davon 45 000 Väter und 1,9 Millionen Mütter.

29,6 Jahre

Das Durchschnittsalter einer Frau beim ersten Kind steigt jährlich an. 2009 lag es in Deutschland bei 28,8 Jahren, 2015 bei 29,6 Jahren.

22%

Im Jahr 2012 waren in Deutschland 22 Prozent der Frauen im Alter von 40 bis 44 Jahren kinderlos.

Anders gedacht, aufgemacht

Flexibel arbeiten, allein erziehen oder fair lieben: Familien jeder Konstellation stehen vor echten Herausforderungen. Aber daraus entstehen auch ziemlich gute Lösungen

TEXTE Birk Grüling



Feierabend

Julia Oertel wollte den Gründern und Kreativen im Hamburger Coworking-Space Betahaus eine flexible Kinderbetreuung anbieten. Ihr Projekt hat sie schnell mangels Interesse eingestellt. Und daraus gelernt: Auch die neue Arbeitswelt braucht feste Regeln

Eigentlich fand Julia Oertel, 33, ihre Idee ziemlich gut. Neben flexiblen Arbeitsplätzen, schnellem WLAN und trendigen Limonaden wollte sie im Betahaus eine eigene Kita-Gruppe für die Kinder ihrer kreativen Mieter gründen. Zwei Tagesmütter sollten in der Hebammenpraxis nebenan eine feste Runde von Kleinkindern betreuen, Babysitter sich zusätzlich um spontane Gäste kümmern – so der Plan. „Wir wollten vor allem Eltern ansprechen, für die normale Kita-Öffnungszeiten nicht ausreichen oder die während stressiger Projektphasen zusätzliche Betreuung brauchen“, sagt Oertel, die selbst Mutter eines kleinen Sohnes ist. An Vorbildern für ihre Idee mangelt es nicht; in Leipzig, Hannover oder Berlin funktioniert die Verbindung zwischen Coworking-Space und Kinderbetreuung gut. Auch viele große Unternehmen setzen auf Betriebskindergärten mit flexiblen Öffnungszeiten. Die räumliche Nähe von Schreibtisch und Kitagruppe spart Fahrwege und gibt den Eltern das Gefühl, zumindest in der Nähe ihrer Sprößlinge zu sein.

In Hamburg ist trotzdem nichts aus der Betahaus-eigenen Kita geworden. „Mit einem Hundesitter hätten wir wahrscheinlich mehr Erfolg gehabt“, scherzt Oertel. Aber was sind die Gründe? Eine Erklärung: Eltern können sich auf das gute Betreuungsangebot der Stadt verlassen. In den vergangenen fünf Jahren sind rund 130 neue Kitas eröffnet worden. Dazu kommt ein viel ge-

lobtes Gutschein-System: Familien, in denen beide Eltern arbeiten, haben ab dem ersten Lebensjahr ihrer Kinder Anspruch auf eine 8-Stunden-Betreuung in der Kita oder bei einer Tagesmutter. Unabhängig von der Berufstätigkeit der Eltern hat jedes Kind ab dem Alter von einem Jahr einen Rechtsanspruch auf täglich fünf Stunden Betreuung – und die sind auch noch kostenlos. Selbst ein Ganztagsplatz kostet Eltern kaum mehr als 200 Euro.

Aber das ist nicht der Hauptgrund für das Scheitern von Julia Oertels Idee. Vielmehr hat sie erfahren: Flexibles Arbeiten passt nicht zu einem guten Familienleben. Viele Eltern brauchen keine noch flexiblere Kinderbetreuung – sondern wieder klarere Regeln im Job. Sie wollen nicht ständig erreichbar sein, sondern sich auf dem Spielplatz auch wirklich mit ihrem Kind beschäftigen können. Immer mehr Arbeitnehmer können zwar inzwischen im Homeoffice arbeiten und ihre Arbeitszeiten mitgestalten. Das gibt ihnen die Möglichkeit, ihre Kinder morgens mit weniger Hektik in die Kita zu bringen oder nachmittags selbst von der Schule abzuholen. Dafür aber, so der Deal, klappen sie dann abends und am Wochenende den Laptop wieder auf. Und das funktioniert leider nur in der Theorie gut. „In der Praxis stehen viele – ich behaupte: die meisten – Eltern mit gezücktem Smartphone auf dem Spielplatz, arbeiten weiter, sind nicht wirklich anwesend. Das kann nicht die Lösung des Problems sein“, sagt Markus Albers, Autor des Buches „Digitale Erschöpfung“ und New Work-Experte.

PAPA, LEG' DAS HANDY WEG!

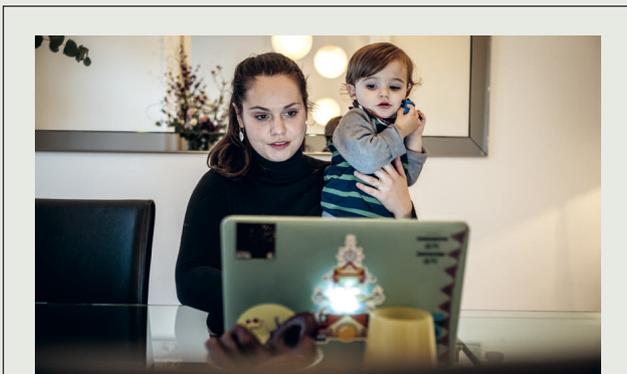
Braucht es also den Schritt zurück, wieder hin zu klassischeren Arbeitszeitmodellen – um Arbeit und Familie besser zu trennen? Als zweifacher Vater spricht Albers aus Erfahrung. Immer wieder hat er sich dabei ertappt, wie er mit dem Smartphone auf dem Spielplatz stand und selbst beim Vorlesen einer Gute-Nacht-Geschichte auf seine Mails schielte. Seine Tochter forderte immer häufiger: „Papa, leg' doch mal dein Handy weg!“ Das ging aber nicht, schließlich drängte die Arbeit. „Es war das genaue Gegenteil der neuen Arbeitswelt, an die ich immer glaubte. Ich fühlte mich keineswegs von alten Nine-to-five-Strukturen befreit, sondern eher in einer ständigen Erreichbarkeit gefangen“, sagt Albers. Sein Rat lautet deshalb: Eltern sollten sich bewusste Kommunikationspausen verordnen. Zum Beispiel bleibt das Smartphone in der Tasche, wenn man auf den Spielplatz geht oder das Kind von der Kita abholt. Mails sollten nur im größten Notfall nach Feierabend oder am Wochenende gecheckt werden. Damit das auch klappt, stehen nicht nur die Eltern selbst in der Verantwortung, sondern auch ihre Arbeitgeber: Sie müssen klar vermitteln, dass sie keinesfalls eine ständige Erreichbarkeit erwarten.

ALWAYS ON? VON WEGEN

Auch Julia Oertel und ihr Partner mussten die digitale Abstinenz erst einmal lernen – für sich privat, aber auch für das Betahaus. Nach zehn Monaten Elternzeit ist Oertel an ihren Arbeitsplatz zurückgekehrt. „Mir ist die berufliche Erfüllung wichtig“, sagt sie. „Deshalb war es anfangs ein wirklich schwieriger Spagat zwischen Familie und Beruf.“ Früher, als Unternehmensbe-

raterin, saß sie oft noch am späten Abend oder am Wochenende vor Laptop oder Smartphone. Ein Always-On-Arbeitsstil, der – so erlebt sie es nun als Mutter – mit einer guten Vorstellung von Familienleben nicht vereinbar ist. Wenn das Kind aus der Kita kommt, kann sie nicht ständig auf ihr Handy schauen, schließlich steht dem Sohn ihre Aufmerksamkeit zu. Und wenn sie abends, nach der Gute-Nacht-Geschichte, noch weiterarbeitet, leidet darunter die Paar-Beziehung. Die Folge: Im schlimmsten Fall sind alle genervt und gestresst.

Im Laufe der Zeit hat sich Oertel deshalb mit ihrem Freund auf klare Regeln geeinigt. Wenn der Kleine aus der Kita kommt, steht er ganz im Fokus. Der Laptop bleibt aber auch am Abend aus, späte Telefonate oder das Checken von Mails sind die Ausnahme. „Solche Grenzen zu setzen, musste ich neu lernen“, sagt Oertel. „Immerhin komme ich aus einer Arbeitskultur, die den Feierabend schon fast verlernt hat.“ Ihre New-Work-Flexibilität ist klareren Strukturen gewichen: Zwischen 9 und 15.30 Uhr sitzt sie im Betahaus am Schreibtisch. Eine konservative Ar-



Genug gearbeitet! Wenn der Kleine aus der Kita kommt, fährt Julia Oertel den Laptop herunter

„Ich komme aus einer Arbeitskultur, die den Feierabend schon fast verlernt hat“

beitszeit, angepasst an die Öffnungszeiten der Kita. Die Meetings finden in ihrem Berufsleben nun vor allem am Vormittag statt, Abendveranstaltungen zum Netzwerken sind für Oertel längst kein Muss mehr.

Von ihrer neuen Haltung profitiert nicht nur Oertels Familie. Sie bringt auch Vorteile für die anderen Eltern im Team. „Bei uns wird jedenfalls niemand schräg angeschaut, wenn er um 15.30 Uhr seinen Rechner herunterfährt“, sagt sie. Und das kann längst nicht jedes Unternehmen von sich behaupten.

Gleich machen!

Viele junge Paare wünschen sich eine partnerschaftlichere Aufteilung der Aufgaben in Familie und Job. Aber nur die wenigsten wagen dann den Schritt zur echten Gleichberechtigung. So ist das seit Jahrzehnten. Warum herrscht so viel Stillstand bei diesem Thema?

Ein Kind stellt das ganze Leben auf den Kopf, das hören werdende Eltern ständig. Erst lächeln sie es eifrig weg, ein paar Monate nach der Geburt wird heftig genickt. Bei Hanna und Martin Drechsler, sie 32, er 36, ist diese Weisheit sogar noch ein bisschen wahrer. Die beiden Hamburger haben nach der Geburt ihres Sohns Jonne tatsächlich ihr ganzes Leben auf den Kopf gestellt. Beide haben die Jobs gewechselt, sind in ein generationenübergreifendes Wohnprojekt gezogen und haben ihren Alltag komplett neu organisiert. „Wir haben uns in der Schwangerschaft viele Gedanken gemacht, wie wir als Familie leben wollen“, sagt Hanna. Ein klassisches Bild mit Mann als Ernährer und Frau als Vollzeit-Mama kam für beide nicht in Frage. Das Problem war nur: Hannas Stelle wurde aus betrieblichen Gründen gestrichen, Martins Job als Vertriebler bei einem Spirituosenhersteller passte nicht zu einem Teilzeitmodell. „Eine Kündigung war quasi die einzige Chance, meine Vorstellungen von Familie umzusetzen.“ Zum Glück fand der Sozialpädagoge schnell eine neue Stelle bei der Hamburger Väter gGmbH, die Unternehmen in Sachen Familienfreundlichkeit berät. 30 Stunden arbeitet Martin dort. Auch Kulturwissenschaftlerin Hanna ist nach zehn Monaten Eltern-



zeit ins Berufsleben zurückgekehrt und hat eine Coaching-Ausbildung gemacht. Jetzt baut sie sich eine Existenz als Freiberuflerin auf. Wie Martin arbeitet auch sie rund 30 Stunden pro Woche.

Mit dieser partnerschaftlichen Aufteilung sind die beiden die Ausnahme. Zwar wünschen sich immer mehr Frauen und Männer so ein Modell, aber sind die Kinder erst einmal auf der Welt, klafft zwischen Wunsch und Wirklichkeit eine große Lücke. Laut der 2017 erschienenen OECD-Studie „Dare to Share“ dominiert in Deutschland immer noch der „Eineinhalbverdienerhaushalt“: Er arbeitet ganz, sie halb.

ARGWOHN UND KOPFSCHÜTTELN

„Männer in Teilzeit oder partnerschaftliche Familienmodelle sind noch nicht im gesellschaftlichen Mainstream angekommen“, bestätigt Volker Baisch. Der 51-jährige Sozialwirt ist Geschäftsführer der Väter gGmbH, Martins Arbeitgeber. Aus seiner Sicht gibt es in Wirtschaft und Gesellschaft noch viel zu wenig positive Beispiele für neue Rollenbilder. „Der hart arbeitende Versorger, der lange im Büro bleibt und seine Karriere vorantreibt, gilt in vielen Unternehmen immer noch als die Norm“, sagt er. Frauen, die schnell in Vollzeit zurückkehren und Männer, die für den Nachwuchs auf Karriere verzichten, ernten immer noch

Argwohn und Kopfschütteln. Wirklich? Nach all den Jahren Diskussion? Neben den Barrieren im Kopf spielt vor allem das Geld eine wichtige Rolle. Männer verdienen – auch bei gleicher Arbeit – oft mehr als Frauen. Diese Unterschiede bremsen die Gleichberechtigung – viele Paare können oder wollen sie sich angesichts hoher Mieten oder Betreuungs-Gebühren nicht leisten.

Wenn es darum geht, Gleichberechtigung zu fördern, sieht Baisch aber nicht nur die Politik in der Pflicht – sondern auch die Unternehmen selbst, seine Kunden. „In vielen Firmen ist Verantwortung immer noch mit langen Arbeitszeiten verbunden. Eltern müssen sich zwischen Familie oder Karriere entscheiden.“ Optionen wie Führungspositionen in Teilzeit stecken in den Kinderschuhen – im Gegensatz zum Beispiel zu Skandinavien. Dort wird Elternzeit als Qualifikation gesehen: Mütter und Väter sind oft ziemlich stressresistent, arbeiten häufig fokussiert und können sich schnell auf neue Entwicklungen einstellen.

WIR MÜSSEN REDEN

Hat es sich für Martin und Hanna gelohnt, das Leben fürs Kind und die Familie auf den Kopf zu stellen? Die geteilte Berufstätigkeit fordert viele Absprachen und genaue Planung. „Das ganze System funktioniert nur durch Kommunikation“, sagen beide. Der Wunsch nach Gleichverteilung ist oft mit Einschnitten verbunden: Martin verdient in seinem neuen Job deutlich weniger, seine Aufstiegschancen sind begrenzt. Hanna hat es schwer, sich in Teilzeit eine freiberufliche Existenz aufzubauen. „Aber eine Karriere im klassischen Sinn hatte bei uns ohnehin nie erste Priorität. Es geht eher um eine individuelle Weiterentwicklung – und die ist uns auf jeden Fall gelungen.“ Am wichtigsten ist ihnen aber: „Wir haben jetzt genug Zeit für uns.“



Martin und Hanna haben für Sohn Jonne kräftig umgekrempelt

Papa und Mama, die wirklich fifty fifty machen? Sind bei uns immer noch sehr selten

Unter einem Dach

Ein bisschen Großfamilien-Romantik schwingt in so manchem Mehrgenerationen-Projekt mit. Ein Anspruch, der schwer umzusetzen ist. Trotzdem kann eine Kultur der Verantwortung gelingen

Eine Gemeinschaft aus Alt und Jung, aus Menschen verschiedener Herkünfte und Kulturen – und alle leben vereint unter einem Dach. So wollten Teresa Majewski und ihr Mann schon immer wohnen. Lange suchten sie in Hamburg nach einem passenden Wohnprojekt. Dann hörte Majewski, 32, von einer Volleyball-Kameradin etwas von einer freien Wohnung im so genannten Pantherhaus. Hinter dem wilden Namen steckt eines der ersten Mehrgenerationen-Häuser der Stadt – gegründet vom Verein „Graue Panther Hamburg“. In den Achtzigerjahren erkämpften die Mitglieder der ehemaligen „Rentner-Partei“ die Sanierung eines verfallenden Hauses auf St. Pauli durch die städtische Wohnungsbaugesellschaft SAGA und gründeten ein gemeinschaftliches Wohnprojekt für junge und alte Menschen. Die Idee: Jeder Bewohner führt ein selbstständiges Leben und hat eine eigene Wohnung als Rückzugsort. Gleichzeitig unterstützt sich die Hausgemeinschaft, wo sie nur kann. „Uns hat die Mischung aus Solidarität und Freiheit von Anfang an sehr gefallen“, sagt Majewski. „Deshalb haben wir auch keine Minute gezögert, als wir den Zuschlag für die Wohnung bekamen.“ Das war vor vier Jahren. Inzwischen haben sie eine zweijährige Tochter, Lola. Sie lebt als Kleinkind unter Senioren – einige der neun Mieter sind weit über 70 Jahre alt.

Alternative Wohnformen wie Mehrgenerationen-Häuser und





Im Pantherhaus sind Lola und ihre Eltern die Jüngsten. Die Kleine liebt ihre so viel älteren Nachbarn

Lola sieht täglich, wie sich Menschen gegenseitig unterstützen. Und das ist heute wichtiger denn je

Baugemeinschaften erfreuen sich gerade bei jungen Familien wachsender Beliebtheit. Sie verspüren Sehnsucht nach einem großfamiliären Modell: Vater, Mutter, Kinder, Oma und Opa, Tür an Tür. Da die eigenen Eltern oft weit weg leben (und man mit ihnen vielleicht auch gar nicht so eng zusammenwohnen möchte), schaffen sich junge Eltern eigene soziale Netze aus Freunden, Babysittern oder eben Nachbarn. Viele Städte reagieren darauf und schreiben Stellen für Quartiersmanager aus. Ihre Aufgabe: Sie sollen das soziale Miteinander im Kiez stärken und für mehr Nähe sorgen, am besten über Alters- oder Kulturgrenzen hinweg.

Verena Gernert, Stadtsoziologin an der HafenCity Universität Hamburg, spricht von einem starken Anstieg von Projekten. „Es gibt sehr viele Initiativen, die der Nachbarschaft neuen Anschub geben wollen. Gerade junge Familien wollen sich dabei einbrin-

gen.“ Gleichzeitig warnt Gernert vor zu großen Erwartungen. Man könne nicht damit rechnen, dass Nachbarn verlässlich die Betreuung von Kindern oder die Pflege von Senioren übernehmen. Solche Aufgaben sieht sie weiterhin in der Verantwortung der Politik: Die müsse die nötigen Krippenplätze schaffen und die Ganztagschulen ausbauen.

Die Organisation von generationsübergreifenden Projekten ist mühselig – Angebote wie Senioren-Ausflüge oder Krabbelkindgruppen werden deutlich besser angenommen. Der Grundsatz „Gleich und gleich gesellt sich gern“ gilt eben auch für ein urbanes Quartier. Die Kita-Gruppe will nicht ständig im Seniorentreff Kekse backen und selbst Rentner können nicht jede Woche den Nachbarskindern vorlesen. Junge Eltern brauchen vor allem Gleichgesinnte, um sich über Sorgen und Probleme auszutauschen. „Erfolgreich sind vor allem Aktivitäten, die alle Interessen zusammenbringen, zum Beispiel ein Flohmarkt oder ein gemeinsamer Ausflug“, sagt Gernert. Beziehungen, die darüber hinausgehen, müssten eher von sich aus wachsen – sie könne man nur sehr begrenzt von außen organisieren.

MALEN MIT ULI

Im Pantherhaus wächst vieles aus eigenem Antrieb. Da sind die beiden Senioren, die regelmäßig Geflüchtete bei sich aufnehmen und versuchen, ihnen die Integration zu erleichtern. „Unsere Nachbarn sind sehr engagiert und stolz auf ihr selbstbestimmtes Leben“, sagt Majewski. Einen Lift im Haus einzubauen, haben sie vehement abgelehnt, das Treppensteigen halte sie fit. Auch Angebote, ihnen die Einkäufe in den dritten Stock zu tragen, sorgen im Pantherhaus eher für Irritation. Aber es wird rege geteilt. Zum Beispiel ein Trockner, der allen zur Verfügung steht. Eine der Nachbarinnen fährt regelmäßig zum Discounter und kauft Mineralwasser auch für andere. Majewski und ihr Mann sind für den kleinen Garten hinter dem Haus zuständig. Sie mähen Rasen, harken Laub und schneiden Äste. Im letzten Jahr haben sie einer Nachbarin bei der Renovierung ihres Ferienhauses in Mecklenburg-Vorpommern geholfen; im Gegenzug darf die Familie jetzt dort regelmäßig Urlaub machen.

Auch Lola liebt die Gemeinschaft. Die Nachbarstüren stehen ihr immer offen. Besonders mag sie Uli, einen pensionierten Lehrer und Hobbymaler. Mit ihm malt sie oft stundenlang an bunten, großen Kunstwerken.

„Das Pantherhaus ist sicher kein Ersatz für eine Großfamilie“, sagt Majewski. „Zum Beispiel bei der Kinderbetreuung verlassen wir uns eher auf die Kita und befreundete Eltern.“ Die meisten ihrer Nachbarn seien viel zu umtriebig, als dass sie ständig Ersatzoma oder -opa spielen könnten. Majewski sieht die Vorteile eines Mehrgenerationen-Hauses auf einer anderen Ebene. „Ältere Bezugspersonen wie Uli sind eine große Bereicherung für meine Tochter. Sie ist jetzt schon im Umgang mit Erwachsenen sehr offen und selbstbewusst“, sagt sie.

Lola erlebt, dass sich Menschen täglich gegenseitig unterstützen, wächst im Pantherhaus in einer Kultur der Verantwortung auf. In einer zunehmend individualisierten Gesellschaft ist das wichtiger denn je.

Mama Courage

In jeder fünften Familie zieht heute nur ein Elternteil den Nachwuchs groß. Wer es nicht selbst erlebt, ahnt nicht, wie nahe viele Alleinerziehende dem Burnout oder der Armutsgrenze sind. Selbst dann, wenn sie ihren Alltag gut im Griff haben

Am Morgen, wenn ihre beiden Söhne noch schlafen oder gerade aus der Tür sind, hat Ulrike Jürgens ein paar Minuten für sich. Sie rollt ihre Yoga-Matte aus und beginnt mit dem Sonnengruß – Tadasana, die Berghaltung, ein paar tiefe Atemzüge, dann weiter in die stehende Vorbeuge, Uttanasana. In dieser halben Stunde sei sie ganz bei sich, erzählt Jürgens. Sie schöpft Energie aus Yoga und Meditation.

Die braucht sie auch. Jürgens ist alleine zuständig für die Familie, wie 2,7 Millionen andere Eltern in Deutschland auch. Ihre Lebensplanung sah ganz anders aus, lange hatte sie ein ganz klassisches Familienleben. Zwei Söhne, zwei Jobs, eine schöne Wohnung in Hamburg. Ihr Mann kümmerte sich liebevoll, den Haushalt machten beide. Sie spielten mit dem Gedanken, aufs Land zu ziehen. Aber dann zerbrach alles, Jürgens Partner verließ die Familie. „Das war ein großer Schock. Wir waren eigentlich ein eingespieltes Team. Auch seine Eltern haben uns bis zu ihrem Umzug im Alltag sehr unterstützt“, sagt sie. Mit dem Scheitern der Partnerschaft blieb alles an ihr hängen. Bis heute kümmert sich der Vater wenig, jedes zweite Wochenende sind die Kinder bei ihm. Der ganze Alltag mit Hausaufgaben kontrollieren und mal ein kaputtes Fahrrad reparieren hängt an der Mutter.

Wenn die elterliche Verantwortung nicht auf vier, sondern nur auf zwei Schultern lastet, erzeugt das großen Druck. Das sagt auch Gabi Bues, Pädagogin beim Verband alleinerziehender Mütter und Väter, Ortsgruppe Frankfurt am Main. Tatsächlich zeigt eine Befragung, die das Sozioökonomische Panel (SOEP) jährlich durchführt, dass Alleinerziehende deutlich unzufriedener sind als verheiratete Eltern. „Allein und erziehend ist in Deutschland eine große Herausforderung“, sagt Bues. Die Kinder müssen versorgt und betreut werden, der eigene Beruf verlangt Flexibilität und Engagement. Für entspannte, erholsame, intensive Momente mit den Kindern, Freunden oder alleine bleibt kaum Zeit. Dazu kommen strukturelle Probleme wie eine schlecht ausgebaute Kinderbetreuung. Gerade am Anfang sei sie oft überfordert gewesen, sagt auch Jürgens. Am schwersten: der Druck, zu funktionieren. Zeit, um Luft zu holen, mal einen Kaffee mit einer Freundin zu trinken oder abends mal raus zu kommen, war plötzlich gar nicht mehr möglich. Ein paar Freunde und Bekannte zogen sich zurück. „Ich habe mich alleingelassen gefühlt“, erinnert sich die 44-Jährige. Sie bekam Angstzustände mit Herzrhythmusstörungen und schlief kaum. Anderthalb Schachteln Zigaretten rauchte Jürgens täglich.

Inzwischen, vier Jahre nach der Trennung, sieht die Welt in vielem anders aus. Aber das Geld ist Jürgens Sorge geblieben. Wie bei vielen Alleinerziehenden. 40 Prozent der Grundsicherungs-Empfänger in Deutschland sind alleinerziehend – und das, auch wenn sie wie Jürgens gut ausgebildet und berufstätig sind. „Ich habe oft Angst, dass zum Beispiel meine Waschmaschine den Geist aufgibt. Auch lange Urlaube sind nicht drin. Die Freunde meiner Kinder fliegen weg, wir zelten in Holland“, sagt sie. Oft ist es eng, wenn auf einmal der Zuschuss für die Klassenfahrt, der Beitrag für den Sportverein oder das Geburtstagsgeschenk für einen Freund fällig ist. Und das trotz eines Fulltimejobs der Mutter und einem Vater, der immerhin Unterhalt zahlt – wenn auch nicht mehr, als er unbedingt muss.

DIE KINDER ZAHLEN DRAUF

Nur rund die Hälfte aller Männer bezahlt Unterhalt, und längst nicht alle so viel, wie sie müssten. Die andere Hälfte verweigert die Zahlungen (ohne große Konsequenzen) oder verdient zu wenig – der Unterhalt ist nach Einkommen gestaffelt. Ab einem Nettoeinkommen von 1500 Euro beträgt der Mindestunterhalt für Kinder unter sechs Jahren 342 Euro, für 6 bis 11-Jährige 393 Euro und für 12 bis 17-Jährige 460 Euro. Wenn vom Vater nichts kommt, springt der Staat ein – seit dem ersten Juli 2017 sogar bis zum 18. Lebensjahr. Allerdings ist die Summe vom Amt niedriger als der niedrigste Unterhaltssatz. Bis zum sechsten Lebensjahr des Kindes gibt es monatlich maximal 150 Euro, bis zum zwölften 201 Euro, danach 268 Euro. Kinder, die auf Hartz-IV-Leistungen angewiesen sind, haben fast nichts davon.

Hinzu kommt ein Steuersystem, das zwar zum Beispiel mit dem Ehegattensplitting die Ehe fördert, aber Alleinerziehende steuerlich wie Singles ohne Kinder behandelt. Experten fordern schon lange eine Entlastung für Alleinerziehende – und eine stärkere Unterstützung ihrer Kinder. Ein Vorschlag: die Kinder-

grundsicherung. Die rund 500 Euro könnten einkommensschwache Familien entlasten und Kinderarmut bekämpfen, sagen ihre Befürworter. Ihre Kritiker halten den hohen Betrag für kaum finanzierbar. Auch eine härtere Sanktionierung säumiger Unterhaltszahler steht immer wieder im Raum – bleibt aber ungehört.

Jürgens wartet nicht auf Hilfe, sie ist selbst aktiv geworden. Hat sich ein neues soziales Netz mit anderen alleinerziehenden Müttern aufgebaut und ist mit ihren beiden Jungs in ein Mehrgenerationen-Wohnprojekt gezogen. Die beiden sind größer und



Ulrike Jürgens hat nicht auf Hilfe gewartet. Sondern sich mit anderen Alleinerziehenden selbst ein neues Netzwerk aufgebaut

Jede Lücke im durchstrukturierten Alltag wird genutzt. Für die Spielzeit vor dem Essen oder den Sonnengruß

selbstständiger geworden. Von weniger Druck oder Belastung möchte ihre Mutter trotzdem nicht sprechen – eher von mehr Routine im Alltag. „Ich schaffe es ganz gut, nicht zur dauergestressten und gehetzten Mutter zu werden“, sagt sie. Sie nimmt jede Lücke in ihrem durchstrukturierten Alltag wahr – für das Yoga am Morgen, die Spielzeit vor dem Abendessen, den Ausflug am Wochenende.

Nach eigenen Wünschen für die Zukunft gefragt, zuckt Jürgens aber mit den Schultern. „Ich lebe zu sehr in der Gegenwart, um mir über eine bessere Zukunft den Kopf zu zerbrechen.“ 



Hier bin ich Mensch

Früher war die Familie vor allem Versorgungsgemeinschaft – und wies ihren Mitgliedern eine gesellschaftliche Rolle zu. Heute heißt ihre Kernfunktion: emotionaler Halt. Das erklärt auch, warum Familie einen so hohen Stellenwert hat

TEXT Anja Dilk

Neulich war wieder so ein Abend, wie ihn Virginie und Matthias so gerne mögen. Die Miesmuscheln dampften auf dem Herd, die Pommes lagen im Ofen, Wein und Apfelschorle standen auf dem Esstisch. Um ihn herum vier Kinder, zwei Eltern, ein Onkel, eine Cousine. Plaudern, essen, Quatsch machen. Und, wie an diesem Abend, gemeinsam Geburtstag feiern, den von Jona. „Es war herrlich“, sagt Virginie. „Lustig, gemütlich, mit viel Zeit zu reden“, sagt Matthias. „Einfach Familie“, sagen beide.

Berlin Mitte, Brunnenstraße. Eine Altbauwohnung mit Dielen und hohen Fenstern. Seit zwölf Jahren leben Virginie und Matthias hier mit ihren Kindern. Eine klassische Patchworkfamilie. Da sind Virginies Töchter Lisa und Jeanne, 20 und 17 Jahre alt, da ist Matthias Sohn Jona, 19. Dass die drei tageweise – und nach ausgetüftelten Sharing-Modellen – zu den Patchworkfamilien ihrer anderen leiblichen Elternteile pendeln, mindert die Intensität

des Familienlebens in der Brunnenstraße nicht. Aber Rituale sind in einer neu entstandenen Familie vielleicht noch wichtiger – wie das gemeinsame Abendessen mit allen, die da sind. Tom ist immer dabei, die Nummer vier im Bunde, der siebenjährige Sohn von Virginie und Matthias. Sie sagt: „Er hat unsere neue Familie endgültig besiegelt.“

Eine Patchworkfamilie aufzubauen kostet Kraft. Man muss mit Geduld und Fingerspitzengefühl an der neuen Gemeinschaft arbeiten, unterschiedliche Erziehungsstile angleichen, Werte neu aushandeln, Konflikte und Unsicherheiten überwinden. Aber es lohnt sich, findet Matthias. „Familie gibt Wärme und Schutz. Wo sonst kann man schon etwas so Positives aufbauen, das irgendwann selbst zu laufen beginnt?“ Virginie ergänzt: „Ohne Familie geht es für mich nicht. Ich verstehe sie als bedingungslose Liebe, Zusammenhalt und eine Gemeinschaft, die riesig Spaß macht.“

*Familie soll
Schutzraum sein, ein
Ort, an dem man sich
aufgehoben fühlt,
sich bedingungslos
vertrauen kann*



*Heute braucht es
keine Familien-
strukturen, um nach
außen zu signalisie-
ren, wo man steht*

Familie 2017 – es scheint, als habe sie nicht an Attraktivität verloren. Dabei war der Abgesang auf die Familie jahrelang groß. Soziologen sahen Anzeichen für ihren Zerfall; in Zeiten steigender Scheidungsraten schien das Modell der Lebensgemeinschaft Familie als Kernzelle der Gesellschaft immer weniger tragfähig. Und wozu sich eigentlich lebenslang auf ein Lebensmodell verpflichten, dass nicht mehr überlebensnotwendig ist?

„Jahrhundertlang war die Familie eine Versorgungsgemeinschaft“, sagt die Bochumer Familienforscherin Birgit Leyendecker. „Sie sicherte die Familienmitglieder ökonomisch ab und definierte ihren sozialen Status sowie ihre Rolle in der Gesellschaft.“ Beides hat heute an Bedeutung verloren. Staatliche Systeme übernehmen weitgehend die soziale Absicherung. Auch der normative Rahmen hat sich in unserer individualisierten Gesellschaft längst erweitert. Wo sich Geschlechterrollen von klassischen Bildern lösen und die Partner zunehmend finanziell unabhängig voneinander sind, braucht es keine Familienstrukturen, um zu zeigen, wo man steht.

Die neue Kernfunktion der Familie heißt: Emotion. Von einem „Shift vom Faktor Versorgung zum Faktor Gefühl“, spricht der Berliner Familienexperte und Buchautor Wolfgang Krüger. Auch Familienforscherin Leyendecker kann diese These mit Forschungsergebnissen unterfüttern. So hat die weltweite Studie „Value Of Children Studies“ vor einigen Jahren gezeigt: In allen

Ländern mit sozialen Sicherungssystemen sehen Menschen die zentrale Aufgabe von Familie in ihrem emotionalen Wert. Leyendecker sagt: „Die Familie soll Schutzraum sein, ein Ort, an dem man sich aufgehoben fühlt, selbstverständlich füreinander da ist, sich bedingungslos vertrauen kann.“

GUT, DAS MITEINANDER

Den hohen Stellenwert von Familie bestätigen auch ihre eigenen Untersuchungen. Regelmäßig fragt die Forscherin Eltern von Kleinkindern aus mehreren Ländern nach ihren wichtigsten Sozialisationszielen bei der Erziehung. „Ganz vorn steht in Deutschland über alle Schichten hinweg: Ein Bewusstsein für den hohen Wert von Familie schaffen, gutes Miteinander und Zusammenhalt vorleben.“

Wo Emotionalität der Kern von Familie ist, verliert die biologische Gemeinsamkeit an Bedeutung. Form und Zusammensetzung einer Familie werden zweitrangig. Leibliche Eltern mit ihren Kindern, kompliziert verästelte Patchwork-Geflechte, Alleinerziehende, Adoptiv-Familien, Stiefeltern, die den Nachwuchs ihrer Ex-Partner aufziehen, gleichgeschlechtliche Paare, die eine Familie gründen – alles ist möglich. Familienexperte Krüger beobachtet: „Gerade in den Großstädten haben sich die Spielarten von Familien in den vergangenen zehn Jahren enorm erweitert.“ Schon jetzt ist jede dritte Familie im urbanen Raum eine Patchworkfamilie. In zehn Jahren, schätzt Krüger, wird sie die Alleinerziehenden als zweithäufigste Familienform nach der so genannten „Normalfamilie“ – zwei biologische Eltern und ihre Kinder – abgelöst haben.

MEHR REGENBOGENFAMILIEN

Wie weit unser Familienbegriff heute geworden ist, zeigt sich auch in der wachsenden Zahl von Regenbogenfamilien. Vor zehn Jahren noch eine Rarität, gehören sie heute in Großstädten zum Kaleidoskop der neuen Vielfalt. In Berlin und München gibt es bereits Beratungsstellen und Begegnungsorte für gleichgeschlechtliche Familien. Marion Lüttich von der Beratungsstelle Treffpunkt in München: „Immer mehr homosexuelle Paare wagen den Schritt.“

Wie sie selbst. Auch ihr ging es um Halt, Gefühl, Schutz, als sie und ihre Frau nach zweieinhalb Jahren Eheleben beschlossen, eine Familie zu gründen. Es funktioniert so gut mit uns, wieso werden wir nicht gemeinsam Eltern, fragten sie sich. Lüttich nahm Kontakt zu einer niederländischen Samenbank auf, wurde schwanger. Heute geht ihre Tochter Mira in die zweite Klasse und weiß: Es gibt da „einen Mann, der ihren Mamas geholfen hat, sie zu bekommen“. Die Außenwelt irritiert das Modell manchmal immer noch: Zwei Mütter, ein Kind? Lüttich sagt, sie müsse sich oft erklären. „Bei Kindern ist es einfacher. Aber Erwachsenen sitzt die heterosexuelle Normvorstellung im Kopf. Wer ist denn jetzt die richtige Mutter? Und wer ist der Mann bei Ihnen?“

Nach Einschätzung von Familienexperte Krüger könnte die Familie in Zeiten der glo-

*Wahlbündnis
Familie: Weniger
Verbindlichkeit ist
der Preis der neuen
Freiheit*

balen Verunsicherung sogar noch wichtiger werden. „Der Mensch braucht kleine Einheiten, in denen er sich sicher fühlt, Täler, in denen man sich von einem Rand zum anderen zurufen kann.“

Im Gegensatz zur biologisch begründeten Versorgerfamilie von einst muss die moderne Familie als emotionales Zentrum aber immer wieder neu erobert und mit Leben gefüllt werden. Sie ist keine Zwangsgemeinschaft mehr, sondern ein Wahlbündnis – dessen Mitglieder nur bleiben, wenn die Bilanz für sie stimmt. Weniger Verbindlichkeit ist der Preis der neuen Freiheit. ■

Finde deinen Traumjob mit **Sinn**.

„WENN DU DEINE BERUFUNG ZUM BERUF MACHST, DANN ARBEITEST DU NICHT, DANN LEBST DU.“

Michael Flatley

Bei uns finden Sie wieder spannende Jobs, die den Unterschied ausmachen, für den Einzelnen und die Gesellschaft, in Voll- oder Teilzeit, als Festanstellung oder Pro-bono-Aufgabe.

Sie suchen einen Job mit Sinn?

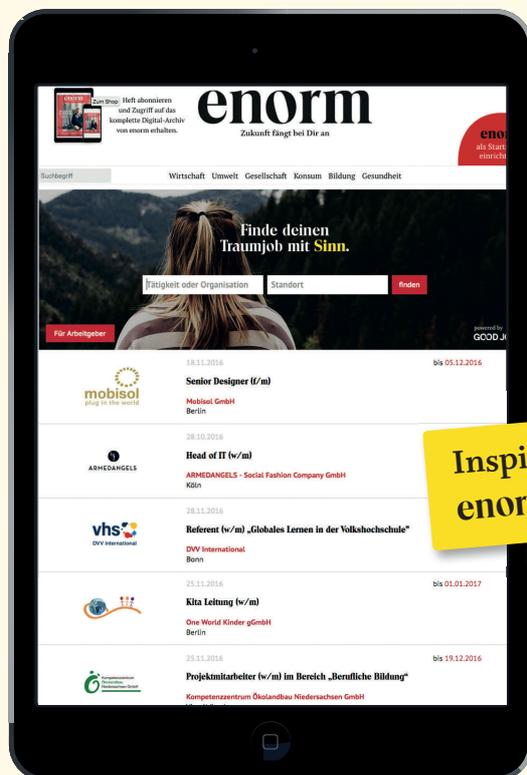
Lassen Sie sich inspirieren unter:

enorm-magazin.de/jobs

Sie wollen einen Job bei uns veröffentlichen?

Dann kontaktieren Sie uns unter:

jobs@enorm-magazin.de



Inspirierende Jobs auf
enorm-magazin.de/jobs

POWERED BY **GOOD JOBS**

Glorreiche Sieben

Aus der Zielgruppe für die Zielgruppe: Wer hilft Eltern bei ihren drängendsten Herausforderungen am besten? Andere Eltern – und ihre Ideen, Blogs und Projekte für ein besseres Familienleben



1. Das Private, politisch

Christine Finke ist Journalistin, Mutter von drei Kindern, Politikerin – und alleinerziehend. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie und die Situation Alleinerziehender hierzulande sind Themen, die ihr tägliches Leben prägen, und die sie seit drei Jahren auch als Städtätin einer unabhängigen Wählervereinigung in Konstanz am Bodensee in die Politik trägt. Ihren Blog nennt Finke „politisch mit privaten Ansichten“. Sie sammelt

dort Gastartikel von Alleinerziehenden, bespricht Bücher – und widmet sich in eigenen Beiträgen konkreten Fragen wie dem Elterngeld für Alleinerziehende oder den Vorteilen und Problemen des Wechselmodells.

mama-arbeitet.de

2. Durchziehen

Das Kind kommt ungeplant mitten im Studium und einen Partner, der sich kümmert, gibt es nicht – für viele Frauen ist damit der Universitätsabschluss Geschichte. Ihnen will der So-

zialdienst Katholischer Frauen Hamburg-Altona zu einem Abschluss verhelfen – mit dem nötigen Geld und mit individueller Beratung. Nach dem Vorbild ähnlicher Förderprogramme in Münster und Osnabrück begleitet das Projekt „Madame Courage“ alleinerziehende, studierende Mütter bis zum Berufseinstieg. Voraussetzung für eine Aufnahme in das Programm ist eine Immatrikulation an der Universität Hamburg. Die Frauen müssen zudem im letzten Studiensemester sein – und auch eine realistische Chance haben, einen Abschluss zu erreichen.

<http://bit.ly/2iAPwqY>

3. Und wir?

Für Alleinerziehende mit kleinen Kindern und kleiner Geldbörse, so beschreibt die Hamburger Beratungsstelle für Alleinerziehende ATB die Zielgruppe ihres Secondhandladens „Kinderkram“. Vom Kinderwagen bis zum Bobbycar reicht das Angebot; die Sachen werden von Hamburger Familien gespendet. Nebenan berät die ATB in allem, was eine Trennung oder Scheidung nach sich zieht und moderiert Gesprächsgruppen für alleinerziehende Mütter und Väter. Einmal im Monat trifft sich auch eine Gruppe für Jugendliche ab 12 Jahren. Ihr Thema: die Trennung der Eltern – und was passiert mit uns?

atb-hamburg.de

4. Zwei Menschen, ein Kind

Gleichberechtigung der Geschlechter, super, wollen wir auch – denken vermutlich die meisten Paare. Der Knackpunkt kommt mit dem ersten Kind – wer bleibt wie lange zuhause? Wer ist der Hauptverdiener? Wer wäscht und kocht, wer geht im Hemd aus dem Haus? Suse und Micha, zwei Menschen aus Berlin mit Kind, wollten weg von den tradierten Rollenzuweisungen. Für sich als Paar und für ihr Kind. In ihrem Blog, den sie 2012 begannen, schreiben sie über das Ausprobieren einer gerechten Aufteilung aller Familienaufgaben. Und über „Liebe im Kapitalismus“. Die Beiträge sind offen, selbstkritisch, lesens- und nachdenkenswert. Und positiv:

die vielen Diskussionen seien anstrengend, schreibt Suse, aber sie führen eben auch zu einem schöneren Leben.

familyaffair.de

5. Flexibler? Gibt's nicht!

Morgens um sechs Uhr macht die Kita auf, um 18 Uhr schließt sie. Dazwischen liegt eine Menge Zeit – aber für viele alleinerziehende Eltern reicht sie trotzdem nicht aus. Sie müssen um 4 Uhr in der Bäckerei anfangen oder nachts Dienst bei der Feuerwehr schieben. Für sie hält das Berliner Jugendamt eine Ergänzung bereit: den „MoKi“, ein mobiler Kinderbetreuungsservice. Er hat den großen Vorteil, dass er bei den Familien zuhause statt findet. Geschulte Betreuungspersonen kommen morgens um vier, wecken das Kind und bringen es zur Schule. Oder holen es aus der Kita ab und essen mit ihm zu Abend. Und gehen erst wieder, wenn Mama oder Papa nach Hause kommen.

mokis.berlin

6. Auf Gegenseitigkeit

Nach einer alternativen Kinderbetreuung, die Arbeit und Familie an einem Ort zusammenführt, hat „Rockzipfel“ gesucht – und dieses Konzept gefunden: In den Coworkingspace in Leipzig kommen Eltern mit ihren Kindern und verschaffen sich gegenseitig Freiräume zum Arbeiten. Die Kinder spielen unter

Aufsicht eines Freiwilligen oder eines Elternteils. Rockzipfel ist explizit keine Fremdbetreuung, die Verantwortung bleibt bei den Eltern – und ihr Kind kann auch jederzeit zu ihnen kommen. Inzwischen hat das Modell bereits Nachahmer gefunden, es gibt zum Beispiel auch in Dresden, Berlin, München und Hamburg Rockzipfel-Büros.

rockzipfel-leipzig.de

7. Gästebett für Papa

Im Alltag getrennter Eltern gibt es viele Probleme, die aber kaum ein Außenstehender kennt. Zum Beispiel die Besuche beim eigenen Kind, das mit dem anderen Elternteil in eine fremde Stadt gezogen ist. Viele Mütter und Väter haben dann hunderte Kilometer zu überbrücken und wissen anschließend nicht, wo sie in der fremden Stadt schlafen können. Sie steigen in billigen Hotels ab, schlafen im Auto und treffen Sohn oder Tochter im Café oder auf dem Spielplatz. Das kann es doch nicht sein, dachten die beiden Gründer des Besuchsprogramms „Mein Papa kommt“, beide selbst alleinerziehend. Ihre Vision: Jedes Kind muss die Chance bekommen, zu beiden Elternteilen „eine bedeutende, innige Beziehung“ aufzubauen. Über die Website vermitteln sie besuchenden Vätern und Müttern eine kostenlose Übernachtungsmöglichkeit bei Gastfamilien. Und bieten ihnen für tagsüber konsumfreie Räume in kooperierenden Kitas oder Familienzentren – um in Ruhe zu spielen, lesen, lachen.

mein-papa-kommt.info



„Es muss sich noch viel mehr verändern. Und schneller!“

Zeit für eine Bilanz: Was hat die Familienpolitik in den vergangenen Jahrzehnten erreicht? Ein Gespräch mit Renate Schmidt, SPD, frühere Familienministerin und eine der beiden Mütter des Elterngelds

INTERVIEW Detlef Gürtler

Frau Schmidt, Sie haben zwei Jahrzehnte lang die deutsche Familienpolitik mit geprägt, davon drei Jahre als Bundesministerin. Wie fällt Ihr Blick in den Rückspiegel aus?

Lassen Sie mich den Zeitraum noch etwas weiter fassen. Ich bin jetzt 74, und 1961 habe ich als sehr junge Frau mein erstes Kind bekommen. In diesen 56 Jahren hat sich ungeheuer viel verändert und verbessert – was die Vereinbarkeit von Familie und Beruf angeht, bei der Kinderbetreuung oder der finanziellen Unterstützung von Familien. Aber so viel sich auch verändert hat: Es muss sich noch mehr verändern. Und es muss schneller gehen! Warum funktioniert vieles im Ausland einfacher und schneller? Zum Beispiel was das Steuersystem angeht. Oder auch bei der Kinderbetreuung – da haben wir uns jahrzehntelang ideologische Streitereien geliefert, mit gegenseitigen Vorwürfen von „Rabenmüttern“ oder „Hausmütterchen“. In Skandinavien, insbesondere in Schweden, lief das anders. Das Konzept für das Elterngeld beispielsweise habe ich mir dort abgeschaut.

Familienpolitik ist traditionell etwas, wo Gesellschaftliches mit Privatem interagiert, oft auch in Konflikt gerät. Muss man da besonders vorsichtig sein?

Das Thema Familie ist in der Tat besonders sensibel. Jeder hat seine eigene Familie, die nimmt man als ge-

„Familienpolitik sollte nicht von den Interessen der Eltern, sondern der Kinder ausgehen“

geben hin – und sieht sie in der Regel als positiv. Da kommt es nicht gut an, wenn die Politik sagt: Was du machst, wie du lebst, das ist nicht richtig. Man sollte nie die Lebensentwürfe der Menschen in Frage stellen. Es gibt aber auch keinen Grund, die Menschen von heute dazu zu zwingen, die Lebensentwürfe ihrer Großelterngeneration zu übernehmen. Das Ehegattensplitting beispielsweise war sicherlich richtig für die Situation in den 1950er Jahren: Damals gab es ja kaum andere Lebensentwürfe als den der Familie mit alleinverdienendem Vater. Aber das hat mit der heutigen Realität nicht mehr viel zu tun.

Lebensläufe, Karrieren und Familienstrukturen werden immer individueller und patchworkiger. Stößt da Politik, die notwendigerweise generalisieren muss, nicht ohnehin an Grenzen?

Eindeutig. Es ist vollkommen unmöglich, dass Politik auf alle Wechselfälle des Lebens eingehen kann. Sie muss aber die Bedingungen schaffen, dass Menschen und Familien mit diesen Wechselfällen umgehen können. Dabei gibt es eine Maxime, die immer gelten muss: Wie geht es den Kindern am besten? Familienpolitik, so wie ich sie verstehe, geht nicht von den Interessen der Eltern aus, auch nicht von denen des Staates – sondern von denen der Kinder. Wenn heute beispielsweise gefordert wird, dass Kitas rund um die Uhr geöffnet sind, dann meine ich nicht, dass das

den Interessen der Kinder dient: Kinder brauchen Zeit mit ihren Eltern, sie lässt sich nicht wegorganisieren.

Als Sie 2002 Familienministerin wurden: Hatten Sie da eine bestimmte Vorstellung, was Sie erreichen wollten?

Für mich kam das Ministerium damals sehr unvermittelt, ich hatte nicht geplant, Familienministerin zu werden. Kaum im Amt war die erste Frage an mich: Um wie viel wollen Sie das Kindergeld erhöhen? Nun, ich wollte es gar nicht erhöhen – ich wollte einen Paradigmenwechsel in der Familienpolitik erreichen. In finanziell extrem schwierigen Zeiten ist das damals gelungen: Das Tagesbetreuungsbaugesetz von 2005 war der Einstieg in das, was Sie heute als Recht auf einen Kita-Platz ab dem vollendeten ersten Lebensjahr kennen. Auch das Elterngeld kommt aus dieser Zeit.

Es ist allerdings erst unter Ihrer Nachfolgerin Ursula von der Leyen eingeführt worden.

Es hat eben zwei Mütter. Die eine war bei der Zeugung dabei – nämlich ich. Und die andere bei der Geburt, nämlich Frau von der Leyen. In meiner Amtszeit wurde das Konzept entwickelt. 2005 hat die SPD

„Grundrechte für Kinder müssen in der Verfassung verankert werden“

Familie ist klein und sich nah, Berlin ist groß und weit weg. Müsste da nicht mehr von unten kommen statt von ganz oben – von der kommunalen Ebene oder den Eltern selbst?

Das, was auf der kommunalen Ebene passiert, ist für Familien mindestens so wichtig wie die Bundespolitik. In welche Schule geht mein Kind, wie sieht der Schulweg aus, wie die Verpflegung, wo ist die nächste Kita, die einen Platz frei hat – all das sind Fragen, die vor Ort beantwortet werden müssen. Als Bundesministerin habe ich mich deshalb für die Einrichtung von lokalen Bündnissen für Familien eingesetzt. In diesen Bündnissen sollten eben gerade nicht die üblichen Verdächtigen sitzen, also die Wohlfahrtsverbände und Kirchen, sondern die, die sonst nicht so viel mit Familie am Hut haben, wie Industrie- und Handelskammern oder Gewerkschaften. Inzwischen gibt es ungefähr 680 solcher lokaler Bündnisse, und viele davon haben großartige Programme.

Es gibt ja auch familienpolitische Vorstellungen, die nicht durchgesetzt wurden. Was fehlt uns denn noch?

Eine entschlossener Bekämpfung von Kinderarmut. Wir haben eine seit Langem laufende Diskussion über die drohende Gefahr von Altersarmut, und ich will auch gar nicht sagen, dass das unwichtig ist, aber es betrifft aktuell nur jene drei Prozent der alten Leute, die von der Grundsicherung leben. Bei den Kindern haben wir seit mindestens zwei Jahrzehnten 20 oder mehr Prozent, die an der Schwelle oder in der Grundsicherung leben – und es ändert sich einfach nichts. Das zweite Thema, bei dem ich einen dringenden Bedarf sehe, ist die Verankerung von Kinder-Grundrechten in der Verfassung.

So wie das Wahlrecht von Geburt an, das Sie kürzlich vorgeschlagen haben...

... das habe ich schon lange vorgeschlagen, und vor mir auch schon andere, die Idee selbst ist mehr als hundert Jahre alt. Aber durch die gerade laufende Kampagne des Familienverbands ist die Forderung erstmals auf breite Resonanz gestoßen – und das Anliegen wird im gesamten politischen Spektrum aufgenommen.

Wenn sich in den vergangenen Jahrzehnten so viel getan hat, auch und gerade für Kinder: Warum heißt es über jede neue Jugendgeneration, mit ihr sei nichts anzufangen?

Jede Generation war in den Augen ihrer Eltern oder Großeltern fürchterlich. Ich habe inzwischen sieben Enkel, die zwischen 3 und 34 Jahren alt sind und dadurch direkten Einblick in eine Reihe neuer Generationen. Ich muss nicht alles verstehen, was die machen, und auch nicht alles gut finden. Aber das war bei mir und meinen Eltern nicht anders – und bei Ihnen ja wohl auch nicht. 



RENATE SCHMIDT, 74,
ist SPD-Politikerin und zahlreich ehrenamtlich
aktiv als Schirmherrin und Kuratorin. Sie war
von 2002 bis 2005 Familienministerin im
Kabinett Gerhard Schröder. Schmidt ist Mutter
von drei Kindern, hat sieben Enkelkinder und
leitete unter anderem den
Bundestags-Arbeitskreis ihrer Partei zur
Gleichstellung von Mann und Frau

es sehr detailliert in den Koalitionsvertrag hineinverhandelt, inklusive der Vätermomente – die neue Ministerin hat es durchgesetzt. Aus heutiger Sicht scheint mir, dass dieser Wechsel dem Elterngeld gut getan hat: Ich hätte es als Sozialdemokratin viel, viel schwerer gehabt, es bei den Konservativen durchzusetzen – Peter Ramsauer von der CSU sprach damals von den Vätermomenten als „Wickelvolontariat“. Bei einer CDU-Ministerin war der Widerstand geringer.